

Fledermaus gegen Internet

Joel Schumachers „Batman Forever“ und Hollywoods Angst vor den neuen Medien

Wenn der Fledermausmann nach Hause kommt, im Morgengrauen, nach einer schweren Nacht, dann stinkt der Bursche wie ein Tier und braucht ganz dringend eine Dusche. Er ist von den Dächern gesprungen und gegen harte Fäuste geprallt. Er ist geflogen, gefallen, gerannt, und zwischendurch saß er in einem engen Auto. Er hat geschwitzt, und auf dem Körper trug er nichts als Gummi.

Es gibt Momente, da muß Batman einfach raus aus seinem Kostüm. Es gibt Tage, da muß der Fledermausanzug lüften, und der Superheld gibt sich bürgerlich, geht Geld verdienen und spielt Bruce Wayne, den Milliardär. Doch in Wahrheit sehnt er sich immer nach der Nacht und kann es kaum erwarten, bis seine Haut wieder Gummi spürt und die Augen durch zwei enge Schlitzte gucken. Sein nacktes Gesicht ist nichts als eine schlechte Maskerade.

„Batman Forever“ heißt der neue Film, und von den ersten beiden, von „Batman“ und „Batmans Rückkehr“,

ist wenig mehr als das Kostüm geblieben. Damals spielte Michael Keaton den Bruce Wayne als traurige Gestalt: Der Supermann war ein Zerrissener; er versteckte sich hinter der Fledermausmaske vor seiner Depression, und wenn er schlug und sich schlagen ließ, trieb er seinen Schmerz mit neuen Schmerzen raus.

Der alte Batman war ein böser Traum – der neue ist ein Kleiderständer: Val Kilmer, der die Rolle übernommen hat, wirkt zu jung und zu glatt für eine tragische Figur, und vermutlich war es auch nicht sein Job, dem Helden die menschliche Dimension zu leihen. Er streckt den Unterkiefer aus der Maske, was männlich und entschlossen aussieht, und mit seinen Muskeln füllt er den leeren Raum zwischen den Gummiteilen.



Kilmer als Bruce Wayne

FOTO BLITZ/STILUS

Batmans Identität ist nicht in seinem Kopf zu Hause – einmal zeigt der Film, wie ein paar Schurken seine Gedanken lesen: Doch da ist nur ein großes, graues Rauschen, und durch die Leere flattert eine Fledermaus. Batmans ganzes Wesen steckt in seinem Kostüm. Der Mann darin sorgt für den Halt; der Anzug würde ohne ihn zusammenklappen.

Das mag auf den ersten Blick ein Mangel sein, und es bestätigt scheinbar jene Kritiker, die Batman für den dümmsten aller Kinohelden halten: geboren aus dem Comic strip und schon deshalb flach und ohne Tiefe; auf die Leinwand geschickt, damit er die Produzenten so reich wie Bruce Wayne mache, ganz egal, ob das Publikum dabei total verblödet; ein Bastard, der noch nicht mal zur Metapher taugt. Ist er ein



EVERETT COLLECTION

„Batman“-Schurken Carrey, Tommy Lee Jones: „Wenn Wissen Macht ist, dann bin ich Gott“

Mann? Eine Fledermaus? Die Königin der Lederschwulen? Oder bloß ein wandelndes Warenzeichen?

Vermutlich kommt es den Leuten in Hollywood tatsächlich sehr gelegen, daß Batman vor allem ein Stück schwarzen Gummi ist, eine Maske mit spitzen Ohren, eine dunkle Silhouette – wenn Val Kilmer nicht mehr zur Verfügung steht, muß eben ein anderer schwitzen.

Doch auch ein Warenzeichen ist ein Zeichen – und wenn das Wesen einer Figur soviel mächtiger ist als deren konkrete Gestalt, dann hat sich der Film längst aufs Terrain des Mythos gewagt, wo die Gesetze des Alltags nicht mehr gelten: Ein Mann muß altern, wird müde oder dick; die Maske aus Gummi widersteht der Zeit und den Erosionen der Wirklichkeit. Mythen ermüden nicht. Batman lebt jenseits der Geschichte, und er kann schon deshalb nicht untergehen in diesem Film, dessen Konflikte durchaus von heute sind.

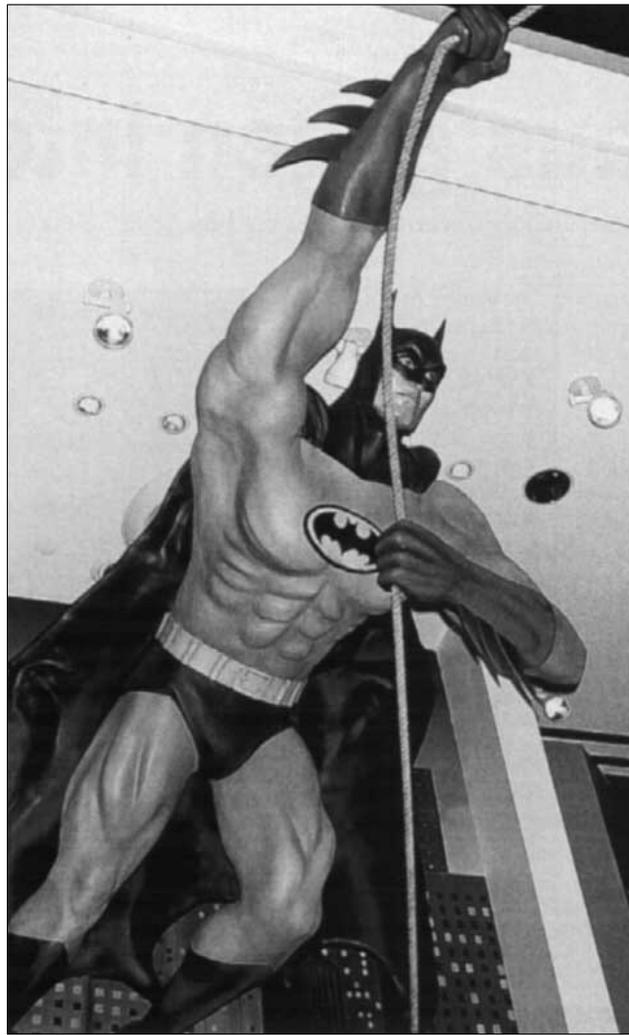
Der Schauplatz heißt, wie immer, Gotham City; die Häuser hier sind höher als die Türme von Manhattan, die Straßenschluchten dunkler; der Stil mischt Art déco mit Neugotik und Futurismus, die Mauern scheinen die Schwerkraft zu leugnen, und die Perspektiven sind monumental. Diese Stadt zeigt alles vor, was Hollywoods Trickspezialisten zu bieten haben – und wengleich diese Leute ihr Publikum nur blenden wollen, haben ihre Mühen doch den umgekehrten Effekt: Der Zuschauer guckt Hollywood bei der Arbeit zu. Beim Denken und beim Fürchten.

Denn die Angst geht um bei den Kinoleuten; die Angst, sich selbst zu ver-

Wogegen Batman noch kämpft, davor hat der Film schon kapituliert

lieren zwischen neuen Medien und virtuellen Welten; die Angst, daß demnächst andere das Publikum noch geschickter täuschen könnten. Und von dieser Furcht erzählen sie hier mit allen Mitteln ihres alten Mediums, mit ihren besten Tricks und buntesten Farben – als ob sie die Gefahr noch bannen könnten, wenn die nur laut beschworen wird.

Der Schurke nämlich, der Edward Nygma (Jim Carrey) heißt und so irre ist



Comic-Held Batman: Die Königin der Lederschwulen?

wie sonst nur die Jungs aus dem Silicon Valley, hat ein Gerät erfunden, welches seine Bilder und Wahnvorstellungen direkt in die Köpfe des Publikums projiziert; es schickt den Leuten die perfekten Illusionen, dreidimensional und nicht mehr zu unterscheiden von der Wirklichkeit. Und es gewährt dem verrückten Wissenschaftler den Zugriff auf die Träume und Gedanken seiner Kunden: „Wenn Wissen Macht ist, dann bin ich Gott.“

Es ist kein Zufall, daß dieser Bursche mit seiner starken Brille, den ungekämmten Haaren und den hochgezogenen Schultern eine flackernde Ähnlichkeit mit Bill Gates hat, dem Microsoft-Gründer und Software-Tycoon. Es sind nicht nur die Gesetze des Comicstrips, die diesen Stubenhocker in den „Riddler“ verwandeln, einen bösen Kobold, der in Rätseln spricht: wie alle Programmierer. Und sein Werk, das Netz der absoluten Illusion: So stellt sich Hollywood in seinen Alpträumen das Internet vor – oder das neue Netzwerk von Microsoft, durch das Bill Gates bald in alle Computer gucken kann.

„Batman Forever“ erzählt davon, wie der Superheld den Riddler besiegt, und dennoch wirkt das Ende traurig: weil damit nichts gewonnen ist. Wogegen Batman noch einsam kämpft, davor hat die Inszenierung längst kapituliert.

Regisseur Joel Schumacher mißt mit der Kamera keinen Raum aus, seine Bilder repräsentieren nicht einmal eine imaginäre Welt. Er schneidet von einer Großaufnahme der Freiheitsstatue auf Batman unter Wasser, vom Zentrum einer Explosion auf den Hubschrauber, der darüber schwebt. Er leugnet die Distanzen, er ignoriert die dritte Dimension – und was er dabei schafft, ist nicht die Zweidimensionalität des Comicstrips, sondern die Körperlosigkeit der Computernetze.

In diesem Universum spielen keine Geschichten mehr, hier werden nur noch Programme geladen – die Story von „Batman Forever“ läßt sich nicht nacherzählen, weil dieser Film keine Story hat. Das ist nicht wirklich revolutionär: Das Kino, als Kunst der elektrischen Ära, weiß schon seit hundert Jahren, daß es für die Spannung keine Geschichte braucht; nur zwei Pole und den Strom, der fließt: einen Helden, einen Gegner und den Fluß der Bilder. Aber

„Batman Forever“ versucht sich schon am Entwurf einer Kunst für die interaktive Ära: keine Körper, keine Räume, bloß ein paar starke Zeichen als Spielvorlage.

Manchmal glaubt man, das Unbehagen der Macher mit ihrem Werk zu spüren. Manchmal betrachtet die Kamera Batmans Kostüm aus schamloser Nähe, und dann entdeckt sie Brustwarzen auf dem Gummi und den kaum verhohlenen Stolz auf die Ausbuchtung zwischen den Beinen. Manchmal hüpf Nicole Kidman (die Kim Basinger und Michelle Pfeiffer als Batmans Gespielin folgt) im knappen Hemdchen durch die Nacht und hofft, mit angestrengtem Sex-Appeal, ihren Helden zurückzuholen ins Reich der Körper und Fetische.

Doch Batman schwebt längst in die andere Richtung. Er hat sich die Gestalt des blassen Val Kilmer geliehen, das war ein erster Schritt, und als nächstes wird er sich völlig lösen von den schwitzenden, stinkenden Körpern. „Batman Forever“: Das klingt wie ein Abschied vom Kino für immer. Das nächste Batmobil startet per Fledermausklick auf der Datenautobahn. □